

Symmetrische Demobilisierung

In Frankfurt wird der Kampf um die Abwahl des Oberbürgermeisters aus taktischen Gründen mit leisen Tönen geführt. Manches deutet darauf hin, dass der Souverän auch so erkennt, was zu tun ist.

Die volle Kapelle, so hat es Dirk Metz im September sinnemäßig gefordert, müsse in Frankfurt aufspielen. Sonst werde es nichts mit der Abwahl von Oberbürgermeister Peter Feldmann am 6. November. Der Sozialdemokrat steht wegen der mutmaßlichen Verstrickung in eine Korruptionsaffäre der Arbeiterwohlfaht derzeit vor Gericht, zudem hat er mit Grenzüberschreitungen bei öffentlichen Auftritten und mit Eigenmächtigkeiten innerhalb des Magistrats für Unmut gesorgt. Ein breites Parteienbündnis, dem auch die SPD angehört, betreibt deshalb seine Abwahl. Und dieses Bündnis agiere zu zurückhaltend, bemängelte Metz, lange Jahre an der Seite von Roland Koch Regierungssprecher in Hessen und heute Kommunikationsberater, in einer Wortmeldung in der F.A.Z.

Die Wahrnehmung, dass die Anti-Feldmann-Koalition nicht alle Kräfte mobilisiert und bündelt, ist vier Wochen später immer noch richtig, es stellt sich nur die Frage, ob auch die damit verbundene Kritik berechtigt ist. Ein Abwahlkampf ist eine heikle Sache: Würden es die Gegner in Aufwand oder Ton mit der Kritik an Feldmann übertreiben, könnte die beachtliche Wirkung rasch ins Gegenteil umschlagen. Das Lager des Oberbürgermeisters wartet nur auf Fehler der Gegenseite, mit denen es Feldmanns arg rampo-niertes Selbstbild vom volksnahen Politiker, der vom politischen und gesellschaftlichen Establishment bekämpft wird, wiederherstellen könnte. Um diesen David-gegen-Goliath-Effekt zu vermeiden, belässt es das Abwahl-Bündnis beim Aufhängen eher kleinformatiger Plakate, die ohne inhaltliche Polemik für die Abwahl werben, und bei Informationsständen auf Straßen und Plätzen.

Feldmann wiederum verweigert den Kampf. Die ja durchaus gegebene Möglichkeit, das Abwahlverfahren offensiv anzugehen und vor der Abstimmung eigene Gestaltungslust zu demonstrieren, hat er von vornherein ausgeschlagen. Stattdessen Schweigen: Sein jüngster Facebook-Eintrag datiert vom 4. Oktober und dreht sich um die Protestbewegung in Iran, seine Follower auf Twitter haben zuletzt am 26. September von ihm gelesen, als er die Plakataktion seiner Gegner kritisierte und seine Unterstützer darum bat, ihrerseits lieber Geld für die Frankfurter Tafel zu sammeln.

Wenn Feldmann in diesen Wochen öffentlich auftritt, dann bei unverfänglichen und prestigeträchtigen Fototerminen in geschütztem Rahmen, die vor allem zeigen sollen, dass es ihn noch gibt und dass er im Einsatz ist für die Stadt: im Gespräch mit dem Kiewer Amtskollegen Vitali Klitschko, auf dem roten Teppich neben Bundestrainer Hansi Flick anlässlich der Auslosung der Gruppen der Fußball-Europameisterschaft im nächsten Jahr. Die Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels in der Paulskirche hat er dagegen gemieden.

Feldmann setzt auf eine symmetrische Demobilisierung: die seiner Gegner wie seiner Anhänger. Seine wenigen verbliebenen Getreuen ziehen bei dieser Strategie mit. In einer Erklärung haben maßgebliche Akteure von flughafenkritischen Bürgerinitiativen darauf hingewiesen, dass es manchmal auch sinnvoll sein könne, „sich zu enthalten und als Protest gegen ein unwürdiges Verfahren an Wahlen nicht teilzunehmen“. Für Vertreter von Bürgerinitiativen ein besonders bemerkenswertes Statement.

150000 Frankfurter sind gefragt

Dass sich die Lager darauf konzentrieren, auf die Beteiligung dämpfend beziehungsweise steigend Einfluss zu nehmen, ist rational. Beide Seiten rechnen damit, dass eine Mehrheit für die Abwahl stimmen wird. Sie sind aber jeweils nicht überzeugt davon, dass das Quorum erreicht wird. Der hessische Gesetzgeber hat eine hohe Hürde für die Abwahl eines Stadtoberhaupts errichtet: Laut Hessischer Gemeindeordnung müssen mindestens dreißig Prozent der Wahlberechtigten für die Abwahl stimmen und zugleich die Mehrheit bilden. Bei rund 510000 Stimmberechtigten sind das mindestens etwa 150000 Frankfurter.

Es war und ist sehr fraglich, ob sich so viele Frankfurter zum Gang an die Urne oder zur Briefwahl bewegen lassen. Wie hoch die Hürde ist, macht ein Blick in die jüngere Frankfurter Wahlgeschichte deutlich: Dreißig Prozent der Wahlberechtigten hat noch nie ein Oberbürgermeisterkandidat auf sich vereinen können, seit die Direktwahl im Jahr 1995 eingeführt worden ist. Bei der Premiere 1995 gingen zum einzigen Mal mehr als die Hälfte der Frankfurter zur Wahl ihres Stadtoberhaupts. Nach starken Rückgängen bei den

Wahlen von 2001 und 2007 hat sich die Beteiligung anschließend in den ersten Wahlgängen von 2012 und 2018 bei etwas mehr als 35 Prozent eingependelt.

Als Feldmann 2018 in der Stichwahl mit beachtlich klingenden 70,8 Prozent der Stimmen siegte, hatten angesichts einer Wahlbeteiligung von lediglich 30,2 Prozent gerade einmal gut 21 Prozent der Wahlberechtigten für ihn gestimmt. Man kann diese Zahlen allerdings auch freundlicher für Feldmann interpretieren: Nur knapp neun Prozent der Frankfurter Wahlberechtigten hatten in der Stichwahl für die Gegenkandidatin von der CDU gestimmt und damit aktiv zum Ausdruck gebracht, dass sie Feldmann nicht als Oberbürgermeister wünschen.

Die enorme Mobilisierung, die das Quorum erforderlich macht, lässt die Vorsicht der Feldmann-Gegner, so geboten sie aus taktischen Gründen auch ist, zugleich heikel erscheinen. Am Ende wird es darauf ankommen, dass die Eigenmotivation der Wahlberechtigten für eine Teilnahme an der Abstimmung groß genug ist. Ausgeschlossen ist das nicht: Das Thema bewegt breite Bevölkerungskreise enorm, wie die zahlreichen Reaktionen in sozialen Netzwerken zeigen, die jede Nachricht zu Feldmann nach sich zieht. Die anhaltende Verärgerung über den „Klau“ des Europapokals aus den Händen von Eintracht-Kapitän und -Trainer, über einen sexistischen Spruch und über die Salamitaktik im Umgang mit den Enthüllungen rund um die AWO geht weit über jene Kreise hinaus, die sonst an der Kommunalpolitik Anteil nehmen. Feldmann hat Menschen in Milieus vor den Kopf gestoßen, die ihm zuvor zugetan waren.

Deutschlands bekanntester OB

Es ist denn auch das größte Problem Feldmanns, dass er sich nicht so unsichtbar machen kann, wie er das derzeit gerne täte. Feldmann, von Boulevard-Medien gern als „peinlichster Oberbürgermeister Deutschlands“ apostrophiert, ist aufgrund seiner Fehlritte zugleich auch der bekannteste OB des Landes. Daran werden die Frankfurter auf Schritt und Tritt erinnert, etwa wenn sie auf Dienstreise sind und in München oder Berlin auf die Bahn warten und auf Bildschirmen die Nachricht lesen, dass der Korruptionsprozess gegen Feldmann begonnen hat.

Darauf zu hoffen, dass sich Feldmann auch dann zum Rückzug entschließen könnte, wenn die Abwahl zwar am Quorum scheitert, das Ergebnis für ihn jedoch wenig schmeichelhaft ausfällt, wäre verfehlt. Nachdem er zunächst davon gesprochen hatte, bis spätestens Ende Januar 2023 das Amt des Oberbürgermeisters in jedem Fall aufzugeben, will er davon nichts mehr wissen. Er hat klargemacht, dass er sich im Amt bestätigt sieht, falls seine Abwahl scheitert. Formen von politischem Anstand, die sich aus einem Gefühl für das Gebotene und aus Stilfragen ableiten, haben Feldmann noch nie interessiert.

Wie sich die Stimmen für und gegen ihn verteilen, soll demnach keine Rolle spielen. Selbst wenn 29 Prozent der Wahlberechtigten für die Abwahl stimmen würden und fünf Prozent dagegen, ist davon auszugehen, dass Feldmann eine Legitimation durch das Wahlverfahren geltend machen wird. Er würde argumentieren, dass diejenigen, die nicht zur Wahl gehen sind, implizit ihn unterstützt hätten, weil ohnehin klar gewesen sei, dass dieses Verhalten den gleichen Effekt hat wie ein Gang zur Urne. Die Strategie der Demobilisierung, die in der Stellungnahme der Flughafengegner am deutlichsten ausgesprochen worden ist, bereitet diese Argumentationslinie schon vor. Das ist, nebenbei bemerkt, ein Umstand, den der hessische Gesetzgeber bei der überfälligen Reform der Abwahlkonditionen berücksichtigen muss. Vieles spricht dafür, auf jegliches Quorum zu verzichten – wie ja auch eine Wahl nicht an eine Mindestbeteiligung geknüpft ist.

Wenn der zur Abwahl Stehende sich anschiekt, das Demokratieprinzip zur Farce zu machen, sind umso mehr die Wahlberechtigten gefordert, durch Teilnahme an der Wahl ihren Respekt vor dem Geist der Gemeindeordnung zu bekunden. Das gilt gerade auch für jene, die sich trotz allem für einen Verbleib Feldmanns im Amt aussprechen.

Es gibt durchaus Anlass zur Hoffnung: Wie aus der Stadtverwaltung zu hören ist, hatten schon vor zehn Tagen mehr als sieb-zehn Prozent der Wahlberechtigten Briefwahlunterlagen angefordert. Nimmt man in Anlehnung an die Verhältnisse bei der Kommunalwahl im März 2021 eine hälftige Verteilung von Brief- und Urnenwählern an, ist mit einer Wahlbeteiligung zu rechnen, die bei mehr als dreißig Prozent liegt. MATTHIAS ALEXANDER



Glaube bloß nicht, Du könntest mich durchschauen, Fremder: Maskenspiel am Schnittpunkt von Selbstreflexion und Selbstdarstellung auf der Fotografie „Untitled 33“ aus der Serie „Acts of Appearance“, an der Gauri Gill seit 2015 arbeitet. Foto Gauri Gill

Wie Alice im Kaninchenloch

Besuche bei Indiens untersten Kasten: Fotografien von Gauri Gill in Frankfurt

Beginnen wir hinten, im letzten von neun Kabinetten, über die in der Frankfurter Schirn das Werk der indischen Fotografin Gauri Gill ausgebreitet ist. Beginnen wir mit dem Tod. Elf riesige Abzüge in Schwarz-Weiß zeigen Grabstätten in der Wüste des westlichen Rajasthans, die von den Bewohnern dieser Einöde, manche sesshaft, manche Nomaden, darunter ebenso Hindus wie Muslime, ausgeschauelt, hergestellt, angelegt wurden. Oder wie soll man das nennen, wenn man die Toten schlicht im Boden verscharrt und darüber kaum mehr als ein paar Steine verteilt oder die Zweige laublosen Gestrüpps, bestenfalls ergänzt um einen Tonkrug und ganz selten nur mit einem Namen versehen. Es wird nicht lange dauern, so viel wird dem Betrachter mit einem leichten Schauer augenblicklich bewusst, bis die Markierungen sich im Wind und Regen auflösen und der Ort zurückfällt in die Endlosigkeit dieser unwirtlichen Landschaft. Was indes bleibt, sind Gauri Gills ins Monumentale vergrößerte Fotografien, größer als die Stätten selbst, größer als das Leben. In ihnen bleibt die Erinnerung an die Toten wach. Sie sind zu den eigentlichen Grabmalen geworden.

Dass nun ausgerechnet im Zentrum ebendieses Raums in einer Vitrine zugleich acht kleinformatige Bilder ausgebreitet sind, die von einer Entbindung auf dem Sandboden einer armseligen Behausung berichten, erweckt für einen Moment arg plakativ den Eindruck, es sei Gauri Gill um die Spanne des Daseins und den Kreislauf des Lebens zu tun. Aber das ist nicht ihr Thema. Ihr geht es um Nähe und Vertrauen, um Intimität. Die Hinterbliebenen der Toten hatten sie zu den Gräbern geführt. Eine Hebamme hatte sie in die Hütte gebeten.

Beginnen hat Gauri Gill ihre Karriere nach einem Studium in Indien und den Vereinigten Staaten 1994 als Fotografin für die Zeitschrift „First City Magazine“ in Neu Delhi. Schon im

folgenden Jahr, mit gerade einmal fünf-zwanzig, gründete sie mit anderen Journalisten die politische Wochenzeitschrift „Outlook Magazine“, für die sie vor allem ländliche Gebiete besuchte. Als ihr Vorschlag einer langfristig angelegten Reportage über Dorfschulen mangels aktuellem Aufhänger abgelehnt wurde, kündigte sie kurzerhand und begann 1999 mit ihrer Serie „Notes from the Desert“, an der sie noch heute arbeitet und für die sie mittlerweile so viele Bilder aufgenommen hat, dass sie aus ihrem Archiv immer wieder neue, in sich geschlossene Themenblöcke herausziehen kann. Und weil sie für ihre Arbeit mitunter radikal unterschiedliche ästhetische Ansätze wählt, könnte die Präsentation in Frankfurt mit zweihundertvierzig Bildern aus einem Dutzend Serien leicht als Gruppenausstellung missverstanden werden.

Gemeinsamer Ausgangspunkt aller Aufnahmen ist die enge Zusammenarbeit mit den Menschen. Das beginnt bei Porträtsitzungen mit jungen Mädchen in einem ambulanten Atelier während eines Frauenfestivals in der Wüste, aus dem ein mehrjähriger Workshop für SchülerInnen hervorgegangen ist, und endet noch lange nicht bei ihren über Jahre hinweg fortgesetzten Beobachtungen des Überlebenskampfes einer alleinerziehenden Mutter mit ihren Töchtern am Rand einer Dorfgemeinschaft. Sie sei sich vorgekommen, erinnert sich Gauri Gill, wie Alice, nachdem sie ins Kaninchenloch gefallen war. Aufgewachsen in der Großstadt, war sie in einer fremden, oft übersehenen Welt gelandet, deren Bewohnern sie mit ihren Fotografien eine Plattform bieten wollte. Sie wollte Aufmerksamkeit schaffen für jene, denen alle Rechte entzogen sind. Deshalb ihre Solidarität mit Frauen und mit den niedersten Kasten der streng hierarchisch ausgerichteten indischen Gesellschaft. Und sie wollte die Menschen einbinden.

Nirgendwo zeigt sich die Kooperation deutlicher als in der Serie „Acts of Appearance“, für die sie zwei Künstler bat,

statt der bunten Pappmaché-Masken von Gottheiten und Dämonen, die sie Jahr für Jahr für eine Prozession herstellen, alltägliche Gesichter zu entwerfen, mit Ausdrücken von Liebe und Angst, Trauer und Wut, um am Schnittpunkt von Selbstreflexion und Selbstdarstellung das Dorfleben mit all seinen Freuden und Konflikten zu inszenieren. Dass bald schon Tiermasken hinzukamen, später sogar Masken von Gegenständen wie einem Bleistift oder einem Fernsehgerät, zeugt nicht nur von der Begeisterung der Beteiligten für das Projekt, sondern führt es vor der Kulisse einer Sparkasse oder in einem Krankenzimmer, vor einem Laden mit über-teuertem Angebot oder auf einem komplett ausgehörten Feld mit seinen Fragen nach Strategien des Überlebens direkt auch auf eine politische Ebene, wenngleich dem westlichen Betrachter das subversive Potential der Bilder eher verborgen bleibt.

Deutlicher zeigt sich Kritik an sozialen Ungerechtigkeiten, auch ökologischen Problemen, in Gauri Gills Gemeinschaftsarbeit mit dem Künstler Rajesh Vangad. Sie fotografierte ihn an vermeintlich uninteressanten und optisch wenig aussagekräftigen Orten, die jedoch in seiner Biographie eine zentrale Rolle spielen. Dann zeichnete er wie eine Art bildnerischen, inneren Monolog Tausende kleiner Figuren, Gebäude oder Fahrzeuge auf die Abzüge, um etwa von mystischen Begegnungen im Wald zu berichten, aber auch von der brutalen Vertreibung der Bewohner eines Dorfs.

Mit ihrer Masken-Serie war Gauri Gill 2017 auf der Documenta 14 vertreten, dort sind die Bilder der Frankfurter Kuratorin Esther Schlicht aufgefallen. Die große und großartige Ausstellung in der Schirn ist überhaupt erst Gills zweite in Deutschland. Es wurde höchste Zeit. FREDDY LANGER

Gauri Gill – Acts of Resistance and Repair. Schirn Frankfurt; bis 8. Januar 2023. Der Katalog kostet an der Kasse 35, im Buchhandel 45 Euro.



Im Ungefähren

Von Patrick Bahners

Wäre der Regens eines Priesterseminars und nicht der Rektor des Abraham-Geiger-Kollegs beschuldigt worden, ein auf Drohungen errichtetes Favoriten-system zu betreiben und die sexuelle Belästigung von Studierenden zu begünstigen, sähe ein amtlicher Bericht über die Prüfung der Vorwürfe mit ziemlicher Sicherheit anders aus als das sechzehnjährige Papier der Untersuchungskommission zum Fall Walter Homolka, das die Universität Potsdam vorgestern veröffentlicht hat. Die katholische Kirche hat in der Missbrauchskrise gelernt, dass Untersuchungen von Strukturen der Übergriffigkeit in hierarchischen Organisationen mit spirituellem Zweck die komplementären bösen Mächte des hartnäckigen Gerüchts und des routinieren Totschweigens nur dann unschädlich machen können, wenn sie sowohl ihre empirische Grundlage als auch die Systematik ihres Vorgehens dokumentieren. Die fünf Potsdamer Berichtersteller, allesamt durch universitätsinterne Funktionen zuständig, bewegen sich schwankend im Ungefähren. Einerseits wird festgestellt, der Vorwurf des Machtmissbrauchs durch Ämterhäufung habe sich bestätigt, andererseits heißt es, dass hinter der Akkumulation von Posten „nicht notwendigerweise eine böse Absicht“ stecke. So fingiert die Kommission Motivforschung, ohne zu spezifizieren, von welchen Taten die Rede ist. Die verallgemeinernde Paraphrase von Beschwerden suggeriert, dass etwas dran sein müsse. Es „ist nicht unplausibel“, die Furcht vor Homolka „als tatsächlich vorhanden anzunehmen“. Wäre eingebilddete Furcht dem Chef nicht erst recht zuzurechnen? Welche einzelnen Vorgänge behaupteter Diskriminierung Gegenstand der Untersuchung waren, wird nicht aufgeschlüsselt. Nur zwei Fälle angeblicher Behinderung von Karrieren werden anonymisiert genannt – doch gerade in diesen Fällen wird Homolka zugutegehalten, dass er möglicherweise das Selbstbestimmungsrecht der Religionsgemeinschaft als Trumpf gegen die Kreditpunkte wissenschaftlicher Meritokratie ausspielen durfte. „Offenheit für verschiedene sexuelle Orientierungen“ soll „zu einer Attraktivität“ des liberalen Rabbinerkollegs „für eine bestimmte Gruppe von Studierenden wie auch zu einer Exklusivität“ geführt haben. Solche Verhältnisse gibt es bisweilen auch an Orten der Priesterausbildung, nur dass die Offenheit offiziell verdeckt bleiben muss. Die Kommission beschreibt die „Tendenz zur Informalität der Beziehungen“ als Gefahr, wird aber durch die Formlosigkeit der eigenen Arbeit zum Teil des Problems. Einen Bericht, in dem von Anschuldigungen hauptsächlich Andeutungen übrig bleiben, kann Homolka leicht als Resultat einer Kampagne abtun. Vor Ende des Jahres soll eine zweite Untersuchung abgeschlossen sein, die der Zentralrat der Juden bei der Anwaltskanzlei Gercke Wollschläger in Auftrag gegeben hat. Sie empfahl sich durch ihre Arbeit für das Erzbistum Köln.

Was ist der Preis der Freiheit?

Die Frankfurter Römerberggespräche widmen ihre kommende Veranstaltung dem Thema „Ist es das wert? – Der Preis von Freiheit und Demokratie“. Nach dem großen Erfolg des Frühjahrstermins zur Ursache des russischen Kriegs gegen die Ukraine wird es nun um dessen Folgen gehen: Wie viel Wohlstandsverlust kann unsere Gesellschaft ertragen, bis ihr innerer Friede in Mitleidenschaft gezogen wird, und was bleibt dann noch von der Solidarität mit Kiew? Dazu werden am 12. November von 10 Uhr morgens an der Münchner Soziologie Armin Nassehi, die Grünen-Politikerin Marina Weisband, der ukrainische Schriftsteller und aktuelle Friedenspreisträger Serhij Zhadan, der Münchner Historiker Martin Schulze-Wessel, die Berliner Journalistin und Publizistin Ulrike Hermann, die Berliner Migrationsforscherin Ramona Rischke, der in Magdeburg lehrende Rechtsexpertenmusexperte Matthias Quent und die Hamburger Soziologin Teresa Koloma Beck vortragen und mit dem Publikum diskutieren. F.A.Z.

English Translation –

Frankfurter Allgemeine

October 28, 2022 | Freddy Langer

Like Alice Down the Rabbit Hole

Visits to India's Lowest Castes: Photographs by Gauri Gill in Frankfurt

Let's start at the back, in the last of nine cabinets over which the work of Indian photographer Gauri Gill is spread out in Frankfurt's Schirn. Let's start with death. Eleven huge black-and-white prints show burial sites in the desert of western Rajasthan, dug up, made, laid out by the inhabitants of this wasteland, some sedentary, some nomadic, among them Hindus as well as Muslims. Or how to call it, when the dead are simply buried in the ground with hardly more than a few stones spread over them or the branches of leafy brushwood, at best supplemented by a clay jug and very rarely only provided with a name. It will not take long, as much the viewer is instantly aware with a slight look, until the markings dissolve in the wind and rain and the place falls back into the endlessness of this inhospitable landscape. What remains, however, are Gauri Gill's photographs, enlarged to the monumental, larger than the sites themselves, larger than life. In them the memory of the dead remains alive. They have become the actual tombs.

The fact that in the center of this room, of all places, eight small-format pictures are spread out in a showcase, telling of a birth on the sandy bottom of a miserable dwelling, gives the impression for a moment that Gauri Gill is concerned with the span of existence and the cycle of life. But that is not her theme. She is concerned with closeness and trust, with intimacy. The bereaved families of the dead had led her to the graves. A midwife had invited her into the hut.

After studying in India and the United States, Gauri Gill began her career in 1994 as a photo journalist for First City Magazine in New Delhi. The following year, when she was just five and twenty, she and other journalists were part of the initial team of the political weekly Outlook Magazine, for which she visited mainly rural areas. When her proposal for a long-term reportage on village schools was rejected for lack of a topical subject, she quit without further ado and began her series "Notes from the Desert" in 1999, which she is still working on today and for which she has taken so many pictures in the meantime that she can always pull out new, self-contained thematic blocks from her archive. And because she sometimes chooses radically different aesthetic approaches for her work, the presentation in Frankfurt, with two hundred and forty images from a dozen series, could easily be misunderstood as a group exhibition.

The common starting point of all the photographs is the close collaboration with people. This begins with portrait sessions with young girls in an itinerant studio during a women's festival in the desert, which resulted in a workshop for schoolgirls lasting several years, and does not end with her observations, continued over the years, of the struggle for survival of a single mother with her daughters on the edge of a village community. She felt, Gauri Gill recalls, like Alice after falling down the rabbit hole. Having grown up in the big city, she had landed in a strange, often overlooked world whose inhabitants she wanted to offer a platform with her photographs. She wanted to create awareness for those who are deprived of all rights. Hence her solidarity with women and with the lowest castes of the strictly hierarchical Indian society. And she wanted to involve the people.

Nowhere is the cooperation more evident than in the series "Acts of Appearance," for which she asked two artists to create everyday faces instead of the hundreds of papier-mâché masks of deities and demons they make year after year for a procession, with expressions of love and fear, sadness and anger, in order to stage village life with all its joys and conflicts at the intersection of self-reflection and self-representation. The fact that animal masks are soon added, and later even masks of objects such as a pencil or a television set, not only testifies to the enthusiasm of the participants for the project, but also leads it, against the backdrop of a savings bank or in a hospital room, in front of a store with an overpriced offer or in a completely parched

field, with its questions about strategies of survival, directly to a political level, even if the subversive potential of the images remains rather hidden from the Western viewer.

Gauri Gill's joint work with the artist Rajesh Vangad is more clearly critical of social injustice, including ecological problems. She photographed him in supposedly uninteresting and visually unimpressive places that nevertheless play a central role in his biography. He then drew thousands of small figures, buildings or vehicles onto the prints like a kind of pictorial, inner monologue, in order to tell of mystical encounters in the forest, for example, but also of the brutal expulsion of the inhabitants of a village.

Gauri Gill was represented with her mask series at Documenta 14 in 2017, where the pictures caught the eye of Frankfurt curator Esther Schlicht. The large and magnificent exhibition at the Schirn is only Gill's second ever in Germany. It was high time.